



Hasselbrookstraße in Hamburg, Vorkriegsansicht

Exil und innere Emigration



Insgesamt emigrierten während der Zeit des Nationalsozialismus um die 500 000 überwiegend jüdische Menschen, aber auch viele politisch Verfolgte und Intellektuelle, die den Nationalsozialismus ablehnten, aus Deutschland und – nach dessen »Anschluss« 1938 – auch aus Österreich.

AUSWANDERUNG

Gleich im Frühjahr 1933 wurde die Bevölkerung im Deutschen Reich dazu aufgerufen, jüdische Geschäfte, Warenhäuser, Anwaltskanzleien, Banken und Arztpraxen zu boykottieren. SA und SS hinderten Kundinnen und Kunden am Betreten von Geschäften. Die Mehrzahl der rund 525 000 jüdischen Menschen in Deutschland nahm an, dass dies eine vorübergehende Phase wäre, da der Boykott nach einem Tag abgeblasen wurde. Doch in den folgenden Monaten wurde vielen von ihnen die Erwerbsmöglichkeit genommen (»Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums« vom 07.04.1933 und »Gesetz zur Reichskulturkammer« vom 22.09.1933). Die Bücherverbrennungen an deutschen Universitäten im

Mai 1933 waren ein Signal, dass »undeutsche Schriften«, viele davon von jüdischen Autorinnen und Autoren, nicht mehr gelesen werden sollten. Manche flohen schnell in die europäischen Nachbarländer und hofften dort auf eine baldige Rückkehr. Wer es sich leisten konnte, organisierte seine Auswanderung selbst. Doch auszuwandern war teuer. Es kostete nicht nur die Reise, auf die meist nur das Nötigste mitgenommen werden konnte, sondern ab einem festgesetzten Vermögenswert oder Jahreseinkommen zusätzlich die bereits 1931 eingeführte sogenannte »Reichsfluchtsteuer« von 25%. Zudem konnte niemand sicher sein, ob die eigene berufliche Qualifikation im Ausland anerkannt oder benötigt würde. Angst vor Statusverlust und die Tatsache, dass viele jüdische Menschen

seit Beginn des 20. Jahrhunderts weitgehend assimiliert, d. h. an die deutsche Kultur angepasst, lebten, führte dazu, dass viele abwarteten, bevor sie sich zur Auswanderung entschlossen.

Mit den »Nürnberger Gesetzen« vom 15.09.1935 verloren jüdische Menschen ihr Bürgerrecht. Eheschließungen zwischen jüdischen und nichtjüdischen Menschen wurden verboten, deren Geschlechtsverkehr strafrechtlich als »Rassenschande« bewertet. Manche flohen vor der anti-jüdischen Hetze zunächst in die Anonymität der Großstädte. Hier konnten sie die jüdischen Hilfsorganisationen und ausländischen Konsulate um Unterstützung ersuchen. Auch verdeckte Netzwerke vermittelten Adressen, halfen bei der Beschaffung von Bürg-

schaften, Empfehlungsschreiben, (gefälschten) Ausweispapieren oder Verstecken bis zur Ausreise.

Im Juli 1938 initiierte Präsident Roosevelt eine Konferenz im französischen Évian, bei der 32 Staaten und 24 Hilfsorganisationen beratschlagten – weitgehend ergebnislos – wie mit der ansteigenden Menge an jüdischen Flüchtlingen umzugehen wäre.

Im Herbst 1938 befahlen die Nazis die Novemberpogrome: Jüdische Geschäfte und Wohnungen wurden verwüstet, Synagogen geplündert und niedergebrannt und jeder fünfte in Deutschland verbliebene jüdische Mann kam ins KZ, aus dem er nur gegen Zusicherung seiner Auswanderung entlassen wurde. Dies ließ die Auswanderungszahlen in die Höhe schnellen: Von Herbst 1938 bis Kriegsausbruch emigrierten über 200 000 Jüdinnen und Juden. Nun lockerte die britische Regierung zeitweilig die Einreisebestimmungen für Kinder und ermöglichte mit den sogenannten »Kindertransporten« Tausenden jüdischen Kindern

die Einreise nach Großbritannien. Es fanden sich Familien, die bereit waren, ein Flüchtlingskind bei sich aufzunehmen. Die meisten sollten ihre Eltern niemals wieder sehen, weil diese ermordet wurden.

Ende des 19. Jahrhunderts war die »zionistische Bewegung« entstanden, deren Ziel die Gründung eines jüdischen Nationalstaats in Palästina war. Zionistische Gruppen bereiteten nun jüdische Jugendliche in Gruppenunterkünften auf dem Land auf das Leben im »Kibbuz in Palästina« vor. Obwohl Palästina noch britisches Mandatsgebiet und die Einwanderung weitgehend verboten war, gelang es einer zionistischen Jugendorganisation, 10 000 Kinder als »Kindertransport« über England nach Palästina zu verschiffen.

BUCHTIPP:
»Liebe in Zeiten der Hachschara«
von Urs Faes, 2014

Am 30. Januar 1939 kommentierte Hitler in einer Rede über die zögerliche Immigrationspolitik der westlichen Länder, es sei »ein beschämendes Schauspiel, heute zu sehen,

wie die ganze Welt der Demokratie vor Mitleid trieft, dem armen gequälten jüdischen Volk gegenüber allein hartherzig verstockt bleibt angesichts der dann doch offenkundigen Pflicht, zu helfen.«¹

Am 11. Februar 1939 wurde auf Weisung von Reichswirtschaftsminister Hermann Göring die »Reichszentrale für jüdische Auswanderung« eingerichtet, um die Emigration jüdischer deutscher Menschen sogar zu beschleunigen. Man hoffte, den eigenen Antisemitismus in die Welt zu exportieren, indem man die Auswanderung selbst forcierte. Jüdisches Eigentum wurde beschlagnahmt, Wohnungen wurden »arisiert«. Zahlreiche nationalsozialistische Amtsträger bereicherten sich schamlos an jüdischem Eigentum. Nebenher zog der NS-Staat durch die Reichsfluchtsteuer 941 Millionen Reichsmark ein.

Die Enteignungen trugen dazu bei, dass es nach Kriegsende für Überlebende des Holocaust keinen Ort gab, an den sie zurückkehren hätten können. Viele wurden als Teil der zahlreichen »Displaced Persons«

¹ Domarus, Max: Hitler. Reden und Proklamationen 1932–1945, Bd. II 1, München 1965, S. 1065

oft erneut in Lagern untergebracht.

AUFNAHME-LÄNDER

Mit Kriegsbeginn wurde eine Reihe der benachbarten Länder durch deutsche Truppen besetzt. Entsprechend galt es nun, außereuropäische Aufnahmeländer zu finden. Auch die bereits nach Frankreich, Holland oder Dänemark geflohenen, mussten weiterziehen. Marseille und Lissabon wurden die Zentren der Ausreise in die USA und nach Südamerika. Die Ausreiseseuchenden warteten hier mitunter Wochen oder Monate, selbst wenn sie ein »Affidavit«, eine Bürgschaft in den USA lebender Verwandter hatten, die dort für die Sicherung des Lebensunterhalts oder eine Beschäftigung garantierten. Schätzungsweise 55 000 Menschen flüchteten nach Palästina. Anderen gelang die Flucht in die Türkei und – bis zum deutschen Überfall 1941 – in die Sowjetunion, manchen von dort aus weiter nach Asien. Einen besonderen Stellenwert hatte als Zielort Shanghai. Während andere Länder

aus Angst vor wirtschaftlich schwach gestellten Zuwandern nur bestimmte Berufsgruppen ins Land ließen, brauchten Flüchtlinge in Shanghai nicht einmal ein Visum. 20 000 jüdische Menschen aus Deutschland fanden dort Zuflucht.

FILMTIPP: »Die Ungewollten, die Irrfahrt der St. Louis« von Ben von Grafenstein, 2019

Einzelne konnten im besetzten Frankreich, Belgien oder Holland mit gefälschten Papieren oder in Verstecken überleben. Viele wurden jedoch nach der Besetzung ihrer Asylländer gemeinsam mit den einheimischen jüdischen Menschen in Konzentrations- und Vernichtungslager deportiert.

1941 waren die Vorbereitungen zu Deportationen und Massenvernichtung abgeschlossen. Das Reichssicherheitshauptamt unter Heinrich Himmler erließ ein generelles Ausreiseverbot für jüdische Menschen. Am 21. November 1941 wurden alle jüdischen Deutschen ausgebürgert. Als Staatenlose war es nun noch schwieriger, Aufnahme in potentiellen Asylländern zu finden.

BERÜHMTE BEISPIELE

Die Familie von ► Anne Frank hatte zunächst Glück. Der Vater war Kaufmann in Frankfurt. Sein Schwager vermittelte ihm 1933 die Möglichkeit, eine Auslandsvertretung der deutschen Firma »Opekta« in Amsterdam aufzubauen. Als Holland 1940 von den Deutschen besetzt wurde, gelang es ihm, im Hinterhaus des Kontorhauses der Firma ein Versteck für seine und eine befreundete Familie einzurichten. Während die Angestellten im Vorderhaus den Betrieb am Laufen hielten, versorgten sie unter Lebensgefahr die Versteckten mit Lebensmitteln und Nachrichten. Im Sommer 1944 wurde das Versteck verraten. Beide Familien wurden deportiert. Anne und ihre Schwester Margot starben im Frühjahr 1945 im Konzentrationslager Bergen-Belsen. Nur der Vater überlebte und widmete sich fortan der Veröffentlichung von Annes Tagebuch, das die Helferin Miep Gies vor der Gestapo hatte retten können.

FILMTIPP: »Meine Tochter Anne Frank« von Raymond Ley, 2014

Alfred Kerr, der Vater der heute für ihr autobiografisches Jugendbuch »Als Hitler das rosa Kaninchen stahl« bekannten Judith Kerr, war angesehener Autor und Journalist. Er floh im Februar 1933 von Berlin nach Prag, seine Frau wenig später mit den beiden Kindern in die Schweiz. Dort trafen sich alle wieder. Die Jahre des Exils in Zürich, Paris und London beschreibt Judith Kerr aus Kinderperspektive in ihren Büchern.

BUCHTIPP:

»Als Hitler das rosa Kaninchen stahl«, »Warten bis der Frieden kommt« von Judith Kerr, 1971/1975
FILMTIPP:
Verfilmung von »Als Hitler das rosa Kaninchen stahl« von Caroline Link, 2019

INNERE EMIGRATION

Manche, die nicht unmittelbar verfolgt, aber systemkritisch oder – als Kulturschaffende – als »entartet« eingestuft und mit Berufsverbot belegt worden waren, entschieden sich für die »innere Emigration«: Sie blieben im Land, zogen sich aber weitgehend in private Abgeschiedenheit zurück.

Ein Beispiel hierfür ist Erich Kästner. Seine Romane und Gedichte wurden als entartet verbrannt, er blieb dennoch in Berlin, schrieb sogar unter dem Pseudonym Berthold Bürger das Drehbuch zu dem aufwändigen frühen Farbfilm »Baron Münchhausen«. Propagandaminister Joseph Goebbels ließ diesen Film als eine der teuersten Produktionen der NS-Zeit 1943 zur Ablenkung von den zunehmenden Kriegsniederlagen mit dem beliebten Schauspieler Hans Albers drehen.

FILMTIPP: »Erich Kästner und der kleine Dienstag« von Wolfgang Mumberger, 2016

Der hoch geachtete Maler Emil Nolde sympathisierte mit der nationalsozialistischen Ideologie und war tief getroffen, als seine Werke als entartet eingestuft wurden. Er malte fortan in Zurückgezogenheit in Seebüll an der Nordsee heimlich kleine Aquarelle.

Die politische Künstlerin Hannah Höch zog an den Stadtrand von Berlin in einen verwilderten Garten,

der ihr Häuschen und ihre Anwesenheit weitgehend verbarg. Sie malte zur Tarnung kleinformatige belanglose Bilder, um von der Reichskulturkammer eine Zuteilung für Malwerkzeuge und Farben zu erhalten. Zudem heiratete sie einen Handelsvertreter, den sie auf dessen Dienstreisen begleitete. Diese Fahrten nutzte sie als Gelegenheit, ihre früheren Werke an den verschiedenen Stationen der Wanderausstellung »Entartete Kunst« ausgestellt zu sehen.

QUELLEN:

https://de.wikipedia.org/wiki/Deutsches_Exil_in_der_Zeit_des_Nationalsozialismus
<https://de.wikipedia.org/wiki/Reichsfluchtsteuer#1933%E2%80%931945>
<https://www.auswanderung-rlp.de/emigration-in-der-ns-zeit/allgemeines-juedische-auswanderung.html>
(Zugriff jeweils am 20.06.2021)



Ankunft jüdischer Flüchtlinge in London

23.07.1943

VIERTES KAPITEL DAS ERWACHEN

09. und 23. Juni 1943

Die letzten Deportationszüge vor den Großangriffen Ende Juli 1943 verlassen Hamburg mit dem Ziel Theresienstadt. In den dazugehörigen Listen taucht der Name Oestreicher nicht auf (StaH522-1, 992e2, Bd.5).

Es scheint aber auch danach noch ein Transport geplant gewesen zu sein, darauf deutet nicht nur diese Textstelle hin. So berichtet die ebenfalls aus »rassischen« Gründen verfolgte Emilie Ulbrich: »Wenige Tage vor dem Angriff [Ende Juli 1943] hatte mein Mann eine Aufforderung für mich, Bereithaltung zum Abtransport wissentlich mir vorenthalten und durch den Angriff ging auch zu meinem Glück diese Aktion vorbei.« (StaH 351-11 Amt f. Wiedergutm., Abl. 2008/105.02.90 Ulbrich, Emilie).

Ich wurde morgens von einem Stöhnen geweckt und sah, wie Mutter am Halsausschnitt ihres Kleides nestelte. Ihre Augen waren noch geschlossen, aber die von Rena waren geöffnet, und sie unterhielt sich mit ihrer Stoffpuppe, die ich neben sie gelegt hatte. Ich hob sie vorsichtig mitsamt der Puppe hoch und setzte sie auf Mutters Brust. Einen Augenblick später öffnete Mutter ihre Augen und versuchte, meine erschrockene Schwester wegzuschieben, bevor sie plötzlich bemerkte, wer auf ihr saß. Als sie ihr volles Bewusstsein erlangt hatte, küsste und umarmte sie Rena und drückte sie an ihre Brust.

Mutter erklärte nicht, warum sie versucht hatte, sich das Leben zu nehmen, und ich fragte sie nicht, weil sie noch geschwächt war, immer kurz vor einem Tränenausbruch und kaum in der Lage, das Gleichgewicht zu halten. Aber ich bin mir sicher, dass ich sie gefragt hätte, wenn nicht eine Stunde nach ihrem Aufwachen unerwarteter Besuch gekommen wäre. Da seit Wochen niemand bei uns aufgetaucht war, waren wir durch das unerwartete Klopfen erschrocken und verstört, bis wir auf der anderen Seite der Tür die Stimme meiner Cousine Inge erkannten.

»Ich habe mir solche Sorgen um euch gemacht«, sagte Inge, noch ganz außer Atem vom Treppensteigen. Sie berichtete, dass die jüdische Frau, die bei ihnen wohnte, am Tag zuvor einen Deportationsbefehl erhalten und sich das Leben genommen habe. Inge sagte, sie befürchtete, dass wir auch so einen Befehl erhalten hätten. Eigentlich hätte sie schon früher kommen wollen, aber sie sei nicht von zu Hause losgekommen.

Ich sah Mutter an und verstand im selben Moment, sogar noch bevor sie es sagte, dass wir auch einen Deportationsbefehl erhalten hatten. In ein paar Tagen sollten wir zur Moorweide kommen, dem Ort, von dem unsere jüdischen Verwandten mit fast allen anderen

Juden Hamburgs abgeholt worden waren. Mutter berichtete Inge, dass sie, in dem verzweifelten Wunsch, ihre Kinder zu retten, mich gebeten hätte, Rena zu Inge zu bringen, und dann versucht hätte, sich das Leben zu nehmen – hoffend, dass die Behörden die Familie in Ruhe lassen würden, nachdem sie sie tot aufgefunden hätten. Inge sagte gar nichts, sondern beugte sich nur vor und ergriff Mutters Hand. Die beiden Frauen setzten sich hin, sahen sich in die Augen und begannen, miteinander zu reden, während ich Tee machte, den Inge in einem Lebensmittelpaket mitgebracht hatte. Sie setzten ihr Gespräch sogar nach den Luftalarmsirenen fort, die losheulten, kurz nachdem die von meinem Urgroßvater gebaute Uhr Mittag schlug. Anders als wir hätte Inge in einen Luftschutzraum gehen können, da sie nicht jüdisch war. Aber sie bewegte sich nicht vom Fleck, sogar dann nicht, als die zweite, noch dringendere Serie von Alarmsignalen davor warnte, dass die alliierten Bomber in fünfzehn Minuten ankommen würden.

»Das müssen die Amerikaner sein«, meinte Inge, die ganz gelassen davon ausging, dass die amerikanischen Bomber meist tagsüber kamen und die britischen nachts.

Ich wartete darauf, dass sie in einen Schutzraum gehen würde. Es gab einen massiven, mehrgeschossigen Betonbunker, bequem zu Fuß erreichbar, und einen kleineren Schutzraum aus Backstein, der sogar noch näher lag. Sie hätte auch im Luftschutzkeller unseres Hauses Aufnahme finden können. Weder Mutter noch ich hätten ihr Vorhaltungen gemacht, wenn sie das getan hätte, was uns nicht möglich war. Aber Inge blieb bei uns, während die Minuten verstrichen. Ich servierte den Tee, konnte mir aber nicht verkneifen zu bemerken, dass seit dem zweiten Alarm schon zehn Minuten vergangen seien. Cousine Inge dankte mir für den Tee und begann, daran zu nippen, als ob er zu kostbar sei, um ihn wegen eines Luftangriffs stehen zu lassen. Als ein paar Minuten später die Entwarnung kam, leerte sie ihre Tasse allerdings in einem Schluck und stand auf. »Dem Himmel sei Dank, das ist vorbei«, sagte sie. »Es ist Zeit, nach Hause zu gehen.« Sie lächelte, und wir lächelten auch. Ihre



Schüler*innen befragen Marione Ingram zu Inge und deren Bedeutung für die Familie.

Augen glitzerten türkisgrün, als sie uns Auf Wiedersehen sagte und versprach, dass sie Vater so schnell wie möglich über den Deportationsbefehl informieren würde. Als sie ging, nahm sie Rena mit sich, zusammen mit einer Tasche, voll mit Renas Sachen und Puppen.

Diese Nacht war selbst für die letzte Juliwoche unnatürlich heiß und atemlos still, trotz eines fernen Wetterleuchtens. Mutter und ich gingen bald nach Sonnenuntergang zu Bett. Obwohl ich müde war und auch froh, mit ihr in einem Bett zu liegen, konnte ich nicht schlafen – wegen der Hitze und weil Mutter bald begann, sich zu winden und zu keuchen und ab und zu im Schlaf zu schreien. Ich wusste nicht, ob das an dem vielen Gas lag, das sie eingeatmet hatte, oder an ihrer Aufregung über den Deportationsbefehl. Beide Gedanken schmerzten mich, und ich war noch hellwach, als nach weniger als einer Stunde wieder die Alarmsirenen heulten. Dieses Mal zählte ich drei Heultöne mit Fünfskundenabständen dazwischen. Das bedeutete, dass die alliierten Bomber in einer halben Stunde zu erwarten waren.

Wir durften zwar die Schutzräume nicht nutzen, aber ich wusste doch, dass die Hamburger stolz auf ihr ausgefeiltes Luftschutzsystem waren, das ihnen geholfen hatte, mehr als 130 Luftangriffe durchzustehen. Als Ingenieure, Maschinisten, Werft-, Fabrik- und Gießereiarbeiter stellten die Einwohner einen Großteil der benötigten Verteidigungsmittel selbst her, eingeschlossen die Radargeräte, die die feindlichen Bomber praktisch in dem Moment erfassen, in dem sie die englische Küste verließen. Und sie waren von fast so großer Bewunderung für die fliegenden Abfangjäger wie für deren Piloten. In jeder Zeitung, in jedem Magazin gab es Fotos von Kampfpiloten, den neuen teutonischen Rittern – und dass Deutschlands begehrteste Anerkennung für außergewöhnliches Heldentum darin bestand, ein paar Nächte in Hamburgs bekanntestem Rotlicht-Distrikt verbringen zu dürfen, erfüllte die Bürger der Stadt mit Stolz.

Nacht vom 24. auf den 25. Juli 1943

Die Royal Air Force fliegt alle 15 Minuten großflächige Angriffe. Als Orientierungspunkt dient die Nikolaikirche in der Hamburger Innenstadt. 2300 Tonnen Bomben zerstören die Gas-, Wasser- und Kommunikationsleitungen, es kommt zu Flächenbränden in der Innenstadt, Altona und Eimsbüttel. Ca. 1500 Menschen sterben.

Nacht vom
24. auf den 25. 07. 1943

Mutters energische Reaktion auf die Luftsirenen machte deutlich, dass sie, trotz des Deportationsbefehls, ihren unbedingten Überlebenswillen wiedererlangt hatte. Sie sprang aus dem Bett, machte unser Radio an und begann, Wasser in die Badewanne laufen zu lassen, damit wir einen Wasservorrat hatten, wenn die Bomben fielen. Sie guckte auch in den Flur, um zu sehen, ob Sandeimer und Feuerlöscher bereitstanden, und begann dann, zwei oder drei Eier zu kochen, die Inge mitgebracht hatte. Aber wir waren beide erleichtert, als ein paar Minuten später die Entwarnung kam. So sehr wir auch wünschten, dass die Alliierten Deutschland besiegten, so fanden wir es doch schrecklich, wenn in unserer Nachbarschaft Bomben fielen oder das nahe gelegene Kinderkrankenhaus getroffen wurde. In solchen Momenten war ich in einem Zustand emotionalen Aufruhrs, ich hasste das Bombardement unserer Stadt ebenso wie das mörderische Auftreten der Nazis, das mit den Bomben in die Schranken verwiesen werden sollte. Dankbar dafür, dass es diese Nacht wenig oder gar keinen Schaden gegeben hatte, leckte ich einmal beherzt an meiner Lakritzmaske Winston Churchill, und wir gingen zu Bett. Die Nacht war so ruhig, dass ich hören konnte, wie eine Familie unseren Luftschutzkeller verließ, um nach Hause zurückzukehren: Sie schoben ihre Kinder und Vorräte in einem kleinen Wagen mit eisernen Rädern.

Ein paar Stunden später wurden wir von einer neuen Alarmserie geweckt. Kaum fünf Minuten später gab es die zweite Warnung – ein kurzes Sirenenheulen, das fünfzehn Mal pro Minute wiederholt wurde –, gefolgt von einer Ansage im Radio, dass alle Hamburger sofort ihre Schutzräume aufsuchen sollten. Der Radiosprecher wurde wegen seiner normalerweise beruhigenden Stimmlage und seiner vertrauenswürdigen Art liebevoll ▶ »Onkel Baldrian« genannt. Aber dieses Mal war eine alarmierende Dringlichkeit in seiner Stimme, und er warnte, dass eine große Flotte alliierter Bomber binnen weniger Minuten ankommen würde. Und jedes Mal, wenn er seine Anweisung wiederholte, wurde seine Stimme nachdrücklicher. Ich blickte zu Mutter, die auf Renas leeres Bett starrte,



und versuchte, sie beruhigen, weil Cousine Inge sie bestimmt in einen Luftschutzraum bringen würde.

Mutter holte zwei wollene Decken aus einem Schrankkoffer am Fuß des Bettes und brachte sie ins Badezimmer, um sie in der Wanne zu tränken, für den Fall, dass wir uns vor Feuer würden schützen müssen. Ich zog ein gesmoktes Kleid an, das schwerer und schützender war als das, was ich zuvor ausgezogen hatte. Auch wenn kein Davidstern darauf war, wusste ich doch aus früheren Erlebnissen, dass uns einige Leute als Juden identifizieren würden, wahrscheinlich, weil Mutter und ich beide sehr dunkle Haare und Augen hatten.

Als ich aus dem Fenster in Richtung Eilbekkanal sah, war das Erste, was mir auffiel, der bis auf ein paar ferne Wolken fast klare Himmel und der helle Mond, den ich nicht sehen konnte, der aber voll sein musste, weil die Uhr eines entfernten Kirchturms klar zu sehen war. Sobald die furchterregenden Sirenen ausklangen, stieß die Flugabwehr an der Alster zwei kurze Runden Testfeuer aus, um jedermann wissen zu lassen, dass sie in Gefechtsposition war. Der Höllenlärm anderer Batterien zeigte an, dass auch sie fertig zum Gefecht waren. Flakscheinwerfer erforschten die tieferen Wolken auf der Suche nach Mosquito-Bombern, die in größerer Höhe dröhnten. Dann, plötzlich, begannen die Mannschaften die Lichtstrahlen ruckartig hin und her zu bewegen, als ob sie außer Kontrolle geraten wären. Gleichzeitig eröffneten die Flakbatterien ein ohrenbetäubendes Sperrfeuer, das nicht sehr lang andauerte, aber den Himmel mit dünnen Rauchsäulen überzog. Es schien, als ob der Mond auf die Erde gefallen wäre und die Erde in so helles Licht tauchte, dass ich sogar die Uhr an einem Kirchturm lesen konnte. Es war kurz nach halb ein Uhr nachts. Ich lief zu einem gen Alster zeigenden Fenster, weil das blendende Licht aus dieser Richtung zu kommen schien, und stellte fest, dass die Helligkeit nicht vom Mond kam, sondern von Hunderten von Leuchtbomben, die, während sie langsam hinabsanken, aussahen wie brennende Weihnachtsbäume.

Oberhalb dieser Beleuchtung brummte die erste Welle schwerer

britischer Bomber wie ein Chor himmlischer Orgelpfeifen. Dieser Trauergesang wurde alsbald von einer Serie von Explosionen unterbrochen, wahrscheinlich im Stadtteil St. Pauli, der dafür bekannt war, dass man auch während der Bombenangriffe – trotz der ernstesten Ermahnungen Onkel Baldrians – durchfeierte. Schon bald begannen die Bomben so nahe zu fallen, dass ich ihr schrilles Pfeifen hören konnte. Da den Briten das entnervende Jaulen, das ihre Bomben normalerweise im Fallen verursachten, nicht reichte, hatten sie das Geräusch durch eine spezielle Vorrichtung so verändert, dass einem das Blut in den Adern gefror. Ich konnte Mutter nicht rufen hören, aber ich wusste, dass sie mich nicht während des Angriffs am Fenster stehend sehen wollte. Aber es fiel mir schwer, meine Augen von dem explodierenden Universum abzuwenden. Ich kehrte zurück ins Bett und klammerte mich an Mutter, während das Bombardement mehr als zwei Stunden weiterging. Schließlich heulten die Sirenen Entwarnung, und auf den Donner der Explosionen folgten die schrillen Martinshörner der Feuerwehrfahrzeuge, Rettungswagen und anderer Notfallfahrzeuge.

Mutter erinnerte sich an einen dumpfen Aufprall direkt über unseren Köpfen während des Angriffs, und so stiegen wir die paar Stufen zum Boden hoch. Hier gab es für die Mieter Lagerräume, die jetzt aber aus Feuerschutzgründen leer waren. Mutter hatte eine Taschenlampe und einen Handfeuerlöscher mitgenommen. Sobald wir oben waren, entdeckten wir ein gezacktes Loch im Dach und zwischen den Holzsplittern und Fliesenscherben am Boden etwas, das wie ein Stück einer verbogenen Pfeife aussah. Es gab keine Flammen und keinen Rauch, aber Mutter übergoss alles mit der Flüssigkeit aus dem Feuerlöscher. Dann holten wir einen Eimer Sand und bedeckten damit die »Pfeife«, so gut es irgendwie ging. Weil wir ein Schrägdach hatten, konnte Mutter ihren Kopf durch das Loch stecken und nach Anzeichen für Feuer auf dem Dach Ausschau halten.

»Oh mein Gott!«, entfuhr es ihr. Nach vielleicht einer Minute hob sie mich hoch, damit ich ebenfalls hinaussehen konnte. Überall in der Stadt brannten Tausende Feuer, die meisten in beträchtlicher



Paul Schlöcker: ► Flak
Illustration entstanden
im Kunstunterricht

25. Juli 1943

An diesem Nachmittag werfen etwa 100 USAAF-Bomber in zehn Minuten 186 Tonnen Bomben auf Industrieanlagen und den Hamburger Hafen. Schiffe werden dabei versenkt und Mineralölbetriebe in Brand gesetzt.

Distanz, aber einige waren auch nur wenige Blocks entfernt. Obwohl es noch nicht richtig dämmerte, konnte man die Rauchsäulen deutlich erkennen, und beißender Rußgestank lag in der Luft. Wir kehrten in unsere Wohnung zurück, aber an Schlaf war nicht zu denken. Ich konnte sehen, dass Mutter sich Sorgen um Rena machte, weil es dort, wo Inges Wohnung lag, offenbar besonders viele Feuer gab. Inge lebte in der Nähe der Binnenalster, die zur Tarnung mit einem riesigen Netz bedeckt worden war. Dadurch hoffte man, die Bomber dazu zu verleiten, ihre Ladung ins Wasser zu werfen. Die Straße, in der sie wohnte, hieß Brandsende, so benannt, weil dort im Jahr 1842 der große Hamburger Brand zum Stillstand gekommen war. Obwohl ich Mutter daran erinnerte, dass es auf den Straßen voll sein würde, gingen wir hinaus, um nach den Unseren zu schauen.

Auf unserem Weg in Richtung Alster und Brandsende begegneten uns Hunderte von Menschen, deren einziges Thema der Angriff war und die die Gebäude in der Nachbarschaft auf Schäden untersuchten. Alle schrien laut wegen des nach wie vor herrschenden Lärms und waren entsetzt über das Ausmaß des Angriffs und der Zerstörung. Wir hörten, dass Hamburgs Luftverteidigung, die Luftwaffe eingeschlossen, vollkommen versagt hatte, weil die Briten Streifen aus ► Stanniol abgeworfen hatten, die den Radar störten. Das erschien uns sehr unglaublich. Aber einige Häuser weiter erblickte ich einen langen Folienstreifen, der sich wie Christbaumlametta um einen immergrünen Zweig geschlungen hatte. Ich nahm die Folie ab und steckte sie ein. An einem Häuserblock, der von einer Sprengbombe getroffen worden war, halfen Gefangene in gestreifter Kleidung, unter den schwelenden Trümmern nach Leichen zu suchen.

Als wir die Alster erreichten, konnten wir sehen, wie am gegenüberliegenden Ufer große Feuer wüten. Wir entdeckten auch, dass tatsächlich die zur Tarnung ausgebreitete Holz- und Drahtkonstruktion, die große Teile der Binnenalster bedeckte, von Brandbomben in Flammen gesetzt worden war. Ein älterer Mann der Brandwache

mit einer altmodischen Pickelhaube erzählte uns, dass die Flakbatterie, die auf einer Schute mitten auf dem Wasser gelegen hatte, einen Volltreffer erhalten hatte. Die ganze Besatzung war getötet worden. Zudem bestätigte er das Gerücht, dass die Luftverteidigung der Stadt durch eine neuartige Technik der Radarblockade ausgeschaltet worden sei. Als ich ihm mein Stück Metallfolie zeigte, untersuchte er es sorgfältig und weigerte sich, es zurückzugeben. Wahrscheinlich merkte er, dass wir Juden waren, denn als er auf eine Gegend am anderen Ufer der Außenalster deutete, die von den Flammen verschont geblieben war, sagte er vor Wut schäumend:

»Da könnt ihr sehen, dass die Engländer das jüdische Viertel verschont haben.«

»Aber jetzt leben dort doch nur Nazis«, rief meine Mutter ihm ins Gedächtnis.

Wir setzten unseren Gang zum Brandsende fort und sahen, dass die Straße wieder einmal verschont geblieben war. Wir versuchten nicht, Kontakt mit Inge aufzunehmen, weil Mutter froh darüber war, dass Rena bei ihr gut aufgehoben war, und wir nicht wollten, dass neugierige Nachbarn mitbekamen, dass Rena zu uns gehörte.

Auf dem Nachhauseweg kamen wir am Krankenhaus St. Georg vorbei, auf dessen Gelände große Gruppen von Menschen lagerten. Die meisten waren Kinder mit ihren Müttern. Viele husteten, und manche waren blutbefleckt. Das erinnerte mich daran, dass das Kinderkrankenhaus Rothenburgsort vor zwei Jahren bei einem Luftangriff zerstört worden war. Vor der Ausbombung hatte ich dort mit einer Lungenentzündung gelegen. Eine Freundin unserer Familie, deren Vater ein hoher Stadtbeamter war, hatte es arrangiert, indem sie mich dort als ihre Nichte ausgab. Während der drei Nächte, in denen ich dort war, hatte Mutter geträumt, dass ich mich, von Flammen umgeben, hinter einer Mauer aus Stein befand und sie mich rufen hörte, die Wand aber nicht überwinden konnte. Daraufhin war sie heimlich ins Krankenhaus gekommen und hatte mich nach Hause geholt, obwohl ich noch Atemschwierigkeiten hatte. In einer der darauffolgenden Nächte hatten Brandbomben das Krankenhaus

Brandsende und das Krankenhaus St. Georg sind in dem Übersichtskarte vorne im Buch gekennzeichnet.

in Flammen gesetzt, und viele Kinder waren dabei umgekommen. Nun sah ich die Kinder am Krankenhaus St. Georg auf dem Rasen sitzen und bedauerte die Verletzten und hoffte, dass sie in ein Krankenhaus kämen, das nicht allzu weit von ihrem Zuhause entfernt läge. Gleichzeitig beneidete ich sie aber auch, weil sie Wasser trinken konnten, das dort im Rahmen der Notfallversorgung ausgegeben wurde. Mutter und ich wagten nicht, danach zu fragen.

Als wir das Krankenhausbereich verließen, hörten wir, wie ein Ambulanzfahrer zu einer Krankenschwester sagte, dass es auf der anderen Seite der Alster mehr als tausend Tote gegeben habe und dass noch viel mehr Menschen in der Feuerfalle säßen und womöglich nicht gerettet werden könnten, weil der Wasserdruck zum Löschen der Brände zu gering war. Als wir zu unserer Wohnung im weitgehend unversehrten Stadtteil Eilbek zurückkehrten, erzählte Mutter einer Frau im Hof von dem Loch im Dach und dem metallenen Gegenstand auf dem Dachboden. Sie bat die Frau, eine Brandwache davon zu unterrichten, aber die Frau antwortete nicht, vielleicht, weil wir die Einzigen waren, die oben im letzten Stockwerk wohnten, oder vielleicht, weil es Sonntagmorgen und sie auf dem Weg zur Kirche war.

Wir waren wohl gerade eine Stunde zurück in unserer Wohnung, als die Luftschuttsirenen plötzlich warnten, dass erneut Bomber im Anflug waren. Wie alle anderen hoffte ich, dass es falscher Alarm war, und fragte mich, wie die Feuerwehrleute und Rettungsarbeiter, die derzeit noch Hunderte Feuer bekämpften, darauf reagieren würden. Mutter und ich sahen von einem Fenster aus zu, wie die ersten Wellen amerikanischer »Fliegender Festungen« über uns hinwegflogen und Tausende Bomben über dem Hafen abwarfen.

Mutter sagte, dass die Amerikaner die U-Boote treffen wollten, und versuchte so, mich davon zu überzeugen, dass nicht wir die Ziele waren, obwohl wir die Bomber direkt über uns sehen konnten.

Hamburgs Geschichte als Hafenstadt hatten alle seine Bürger mit der Muttermilch eingesogen. Die großen historischen Piraten waren unsere wahren Schutzheiligen. In Hamburg hatte man die

26. Juli 1943,
mittags

71 Bomber der
USAAF bombardieren
erneut den
Hamburger Hafen
und das Kraftwerk
Neuhof.
150 Menschen
sterben.

größten und schnellsten Passagier- und Kriegsschiffe der Welt gebaut, und viele dieser Ozeanriesen waren von hier in See gestochen, weil sie zur Flotte der größten Reederei der Welt gehörten. Wie bei den kulturellen Leistungen der Stadt spielten Juden auch in der Seefahrt eine wichtige Rolle. Ein hochintelligenter Jude namens ► Ballin hatte aus einer kleinen Schifffahrtslinie die bedeutendste Reederei der Welt gemacht. Meine Liebe zum Hafen und zur See hatte allerdings wenig mit Albert Ballin zu tun, ich hatte sie von meinem Vater geerbt, der die See zu seinem Lehrmeister fürs Leben gemacht hatte. Wenn ich groß wäre, wollte ich es genauso machen. Trotz der kriegsbedingten Geheimhaltung wusste ich, wie alle anderen auch, dass Hamburgs Werftarbeiter seit der Versenkung des Schlachtschiffes Bismarck in der Bucht von Montevideo hauptsächlich U-Boote gebaut hatten. Anders als andere war ich nicht stolz darauf, dass Winston Churchill gesagt hatte, diese U-Boote, die wie Wölfe in Rudeln jagten, würden eine größere Gefahr darstellen als die deutschen Luftangriffe. Dafür hoffte ich sehr, dass die amerikanischen Bombenflieger ihm gut zugehört hatten und alle ihre Bomben auf die U-Boot-Bunker warfen. Ich erklärte das alles meinem Lakritz-Churchill, aber ich glaubte nicht, dass er es unter den donnernden Explosionen hören konnte, die wie ein echter Sturm immer näher kamen.

Es war früher Nachmittag, als Entwarnung erfolgte und unsere arischen Nachbarn blinzelnd, hustend und fluchend aus ihren Bunkern auftauchten. Eine riesige Säule schwarzen Rauches wurde vom Hafen aus landeinwärts getrieben, verdunkelte den Himmel und ließ unsere Augen brennen. Ein anschwellender Chor von Martinshörnern versuchte, denen, die in Not waren, zu signalisieren, dass Hilfe unterwegs war. Trotz des Lärms konnte ich das tiefe Brummen der Nebelhörner von Schiffen unterscheiden. Ich fragte mich, ob die Schiffe um Hilfe riefen oder aus der Stadt flohen, und wünschte, wir wären an Bord eines Dampfers, der Kurs auf die offene See nahm. An Mutters Gesichtsausdruck konnte ich erkennen, dass sie sich Sorgen um Rena machte, aber das Chaos auf den Straßen musste sie



Nacht vom 26. auf den 27. Juli 1943

Sechs kleine britische Mosquito-Bomber fliegen über Hamburg. Die Stadt ist alarmiert, weil sie einen neuen Großangriff erwartet. Doch der bleibt diesmal aus.

davon überzeugt haben, dass wir nicht weit kommen würden, wenn wir uns in Richtung Brandsende auf den Weg machten.

In der folgenden Nacht sorgten ► Mosquito-Bomber dafür, dass niemand schlief. Als kurz vor Mitternacht erneut Alarm gegeben wurde, zum dritten Mal an diesem Tag, waren erschöpfte Feuerwehrleute, Zwangsarbeiter, Soldaten und Freiwillige immer noch dabei, Feuersbrünste zu bekämpfen und Menschen aus heißen Trümmern zu bergen. Schon bald trieben wiederholte Explosionen die Nichtjuden wieder zurück in ihre Schutzräume, in denen sie den größten Teil dieses blutroten Sonntags verbracht hatten. Mutter und ich lagen auf dem Bett und lasen im Schein unserer Taschenlampen, bis die Entwarnung kam. Kurz darauf schoben wir die Verdunkelungsrollen hoch und hörten, wie unsere Nachbarn wie die Schafe in ihre Wohnungen zurückkehrten.

Mein Wunsch, auf einem Schiff Hamburg zu verlassen, wurde wieder übermächtig. Ich lauschte dem tiefen, starken Tuten der Schiffe, das anderen Dampfern signalisierte, dass sie sich trotz der Dunkelheit vorwärtsbewegten. Wir mussten ein Schiff finden, das uns an einen Ort brachte, wo wir vor der Gestapo sicher waren. Vielleicht konnte Vater das arrangieren, dachte ich, wenn er uns rechtzeitig erreichen würde.

Am Morgen stiegen immer noch überall dicke Rauchsäulen auf, aber die Flammen, deren Schein nachts so dramatisch geleuchtet hatte, hatten sich deutlich verringert. Als Mutter und ich rausgingen, um zu sehen, wie es um Brandsende stand, und um uns zu erkundigen, ob es Inge gelungen war, mit Vater in Verbindung zu treten, waren die Rettungsmannschaften immer noch fieberhaft dabei, Menschen und Teile der Stadt zu retten. Schon nach wenigen Schritten stießen wir auf die ersten Gebäude, die Bombentreffer erhalten hatten. Zu unserer großen Erleichterung erschien Brandsende unversehrt. Aber Inges Häuserblock war voller Polizei und Soldaten, sodass wir nicht versuchten, näher heranzukommen. Stattdessen drehten wir um und gingen die Rosenstraße hinunter, die Straße, in der Mutter als Kind gelebt hatte, und bogen dann in die Paul-

Nacht vom
26. auf den 27. 07. 1943

straße ein, wo Tante Emma gewohnt hatte, bevor sie deportiert wurde. Froh darüber, dass keine der beiden kleinen Straßen ernsthaft beschädigt war, machten wir uns auf den Rückweg.

Wir waren noch nicht weit gekommen, als wir einen Umweg durch Hammerbrook machen mussten, ein Wohngebiet, das näher an der Elbe lag. Obwohl etwas weiter stromabwärts Werften und Wohngebiete zerstört worden waren, konnte man hier nur am Rauch, der in den Straßen hing und die meisten Bewohner veranlasste, drinnen zu bleiben, sehen, dass ein Angriff stattgefunden hatte. Als die Luftalarmsirenen erneut zu heulen angingen, dachten die meisten Leute offenbar, dass es noch zu früh am Morgen war und es sich deshalb um einen Fehllarm handeln müsse. Außer uns lief niemand zu den Schutzräumen. Nur zehn Minuten später kamen amerikanische »Fliegende Festungen« in starker Formation, und dieses Mal schienen sie in der Hafengegend von Hammerbrook zu beginnen. In dem allgemeinen Tumult, der nun einsetzte, versuchten wir, uns einen Weg zu einem mittelalterlich wirkenden Backsteinturm zu bahnen, der als Luftschutzraum diente. Aber ein Luftschutzwart stoppte uns. Es störte ihn nicht, dass wir Juden waren, sondern dass wir keinen Berechtigungsschein besaßen, diesen Bunker zu benutzen. Vielleicht meinte er es ironisch, als er uns auf einen Kirchturm in einiger Entfernung hinwies und uns empfahl, dort Schutz zu suchen. Während Kaskaden von Explosionen in schneller Folge die Straßen zerstörten, die wir gerade durchquert hatten, erreichten wir die festungsartigen Mauern der Kirche und fanden eine offene Tür.

Die Decke innen, hoch und gewölbt, wurde von Reihen mächtiger Steinsäulen getragen, die sich im Abstand von einigen Metern von den mit Bleiglasfenstern versehenen Außenmauern erhoben. Im Dämmerlicht, das von Lichtblitzen durchschnitten wurde, kniete eine Gruppe von ungefähr einem Dutzend Menschen vor einem großen glänzenden Kreuz, von dem die gemarterte Figur des gekreuzigten Christus auf sie hinabsah. Ein Ständer mit mehreren Reihen flackernder Kerzen stand etwas entfernt an einer Seite. An der Wand über dem Ständer befand sich die Gipsstatue einer Frau, die

Nacht vom
26. auf den 27. 07. 1943

ein Baby hielt. Sie hatte gelbes Haar und trug eine goldene Krone, das Baby hatte eine goldene Scheibe hinter seinem Kopf. Obwohl es das erste Mal war, dass ich in einer so großen Kirche war, musste man mir nicht erzählen, dass die Frau Maria war, die ihr Kind Jesus hielt. Ich hatte zu Hause in unserer alten illustrierten Bibel schon oft Bilder von ihnen gesehen, aber ich war etwas verwirrt wegen ihres gelben Haars, bis ich mich erinnerte, dass meine mittlere Schwester, Helga, sogar noch helleres Haar hatte.

Die Bomben waren immer noch sehr nah, aber der Lärm war innerhalb der dicken Mauern geringer, und ich fühlte mich besser geschützt als während jedes früheren Angriffs. Anders als die Flammen draußen waren die flackernden Kerzen beruhigend, fast schon hypnotisierend in ihrer sanften Beteuerung, dass selbst die gewaltigste Zerstörung der Schönheit ihrer winzigen Lichtstrahlen nichts anhaben könnte. Aber während ich die Schönheit unseres Zufluchtsorts bewunderte und den muffigen Geruch von Stein und verbranntem Weihrauch einatmete, sahen einige der Betenden zu uns hinüber und flüsterten miteinander. Kurz darauf stand eine der Frauen auf und flüsterte einem großen, schwarz gekleideten Mann, der vor ihnen kniete, etwas zu. Langsam, vielleicht widerstrebend, erhob sich der Mann und kam zu uns.

Er teilte uns mit, dass wir sofort zu gehen hätten, denn es sei verboten, Juden Schutz zu gewähren. Mutter flehte den Mann an, uns länger bleiben zu lassen, und versprach, dass wir gehen würden, sobald das Bomben aufhörte. Sie sagte ihm, dass niemand erfahren würde, dass wir hier gewesen seien.

Daraufhin nickte der Mann zu den Leuten, die aufgehört hatten zu beten und uns jetzt nur noch anstarrten. Zwei oder drei von ihnen erhoben sich und sahen erst überrascht, dann vorwurfsvoll aus.

»Was ist mit ihr?«, fragte ich und zeigte mit dem Finger auf die Jungfrau Maria. Ich wollte, dass die anderen mich sahen, und ausnahmsweise griff Mutter nicht nach meinem Finger, um mich vom Zeigen abzuhalten.

Der Priester sah etwas verwirrt aus.

»Ist sie keine Jüdin?«, fragte ich so laut, dass mich die anderen hören konnten.

Der ▶ Prälat kam ins Stottern, als er versuchte, meine Frage zu beantworten. Schließlich gab er auf und bestand darauf, dass wir sofort zu gehen hatten.

Ich zeigte weiter mit dem Finger auf die Statue, als er seine Arme erhob und uns durch das lange Kirchenschiff zum Hauptportal drängte. Draußen schien das Bombardement aufgehört zu haben, und wir begannen, heimwärts zu wandern. Immerhin war es uns gelungen, die Kirche trotz allem zu nutzen, um den Angriff zu überleben. Aber dann folgte ein neuer Alarm, und wir begannen zu laufen, in dem verzweifelten Versuch, so nah wie möglich an unser Zuhause zu kommen, bevor das nächste Geschwader »Fliegender Festungen« über uns hinwegrasen würde. Vor uns schnarrte und zischte eine Flotte Kampfflugzeuge wie wütende Katzen, die mit den Klauen versuchten, der Amerikaner habhaft zu werden.

In dieser Nacht wurden die Hamburger von den Angriffen einiger Mosquito-Bomber gequält, die sie mehrmals dazu zwangen, die nach Angstschweiß riechenden Luftschutzräume aufzusuchen. Mutter war sehr unglücklich darüber, dass es uns nicht gelungen war, Rena zu treffen oder von Inge zu erfahren, ob es ihr geglückt war, Vater zu erreichen. Wir sprachen nicht über den Deportationsbefehl, wussten aber, dass er eine tickende Bombe war, die bald explodieren würde. Als ich später nachts im Bett lag, dachte ich über unser Erlebnis in der Kirche nach. Die mittelalterliche Atmosphäre, der unwirkliche Geruch und das Erinnern an Menschen und Ereignisse, die so weit zurücklagen, regten meine Phantasie an. Ich erinnerte mich daran, dass Vaters Bibel in unserem Bücherregal lag. Schnell holte ich sie herunter und hielt eine farbige Illustration nahe unter eine Lampe, deren Licht wir mit einem Schal abgedämmt hatten. Das Bild zeigte Maria, eine junge jüdische Mutter, die ein Tuch über Kopf und Schulter trug, ihr Baby fest an ihre Brust drückte und sich eilig vom Tor einer Stadtmauer entfernte. Hinter ihr warf Josef, ein etwas verwittert wirkender Zimmermann, einen



Marione Ingram erklärt, wie sie im Alter von sieben Jahren noch kein Verständnis davon hatte, was es hieß, jüdisch zu sein.

furchtsamen Blick zurück auf die Soldaten, die auf der Stadtmauer blutige Waffen schwenkten. Einer der Soldaten hielt den abgetrennten Kopf eines Kindes hoch. Eine Strähne rabenschwarzen Haares sah unter Marias Tuch hervor, und ihre großen dunklen Augen blickten stolz und beschützend, während sie dem Licht entgegenstrebte. Obwohl das Kind auch hier einen Heiligenschein hatte, fühlte ich mich durch das Bild in meiner Meinung bestätigt, dass die goldene Krone, das blonde Haar und der schwache Gesichtsausdruck der Maria in der Kirche nicht dem Original entsprachen.

Da wir bis fast zwei Uhr nachts von den Mosquitos wach gehalten wurden, schliefen Mutter und ich am Dienstagmorgen lange aus. Als wir gerade fertig waren, um zu Inge zu gehen, begannen die Flugalarmsirenen erneut zu heulen. Obwohl sich die Amerikaner nicht zeigten, wurden die Warnungen den ganzen Tag über wiederholt. Gegen Mittag klopfte es laut an der Tür, und ich rannte hin, um zu öffnen, weil ich dachte, Vater oder Inge wären gekommen. Aber es war ein Polizist in Begleitung von Herrn Wiedermann, dem Blockwart und Hausmeister unseres Wohnhauses und Vater meiner früheren Freundin Monika. Sie wollten sicherstellen, dass wir wie angeordnet zum Park an der Moorweidenstraße gehen würden – dem Platz, von dem alle Hamburger wussten, dass er als Sammelpunkt für die endgültige Vertreibung der Juden diente. Der Polizist sagte, dass Mutter alle drei Kinder mitbringen solle, was einen heißen Disput zwischen ihnen auslöste.

Mutter log den Polizisten an, indem sie vorgab, dass meine mittlere Schwester, Helga, nicht ihre Tochter und deshalb keine Jüdin sei. Sie meinte, dass Helga von ihrer arischen Mutter zurückgefordert worden sei und nun weit entfernt von Hamburg lebe. Als der Polizist wissen wollte, wo Helga versteckt war, behauptete Mutter, die Behörden wüssten es, sie aber wisse es nicht. Mutter sagte, dass Helgas richtige Mutter aus Bayern stamme, und brachte Herrn Wiedermann dazu, ihrer Geschichte Glauben zu schenken, indem sie ihn darauf hinwies, dass es ja, falls Helga jüdisch wäre, eine Nachlässigkeit von ihm gewesen wäre, ihre Abreise nicht zu melden.

»Sie ist eindeutig arisch«, sagte Wiedermann über Helga, wobei er ihr blondes Haar und ihre blauen Augen hervorhob und sie sogar mit seiner eigenen Tochter verglich.

Der Polizist fand die Situation unbefriedigend und wurde noch ärgerlicher, als Mutter ihm erzählte, dass Rena mit ihrer arischen Großmutter an der Nordsee sei. Er bestand darauf, dass Mutter Rena mit zur Moorweide bringen müsse. Mutter verlangte, dass er ihr sagen solle, wie sie das bewerkstelligen könnte – schließlich sei es uns nicht erlaubt zu reisen, nicht einmal mit dem Fahrrad.

Der Polizist fuhr fort, Mutter zu drangsalieren, bis das Heulen der Sirenen ihn unterbrach. Bevor er davoneilte, verlangte er Großmutter's Adresse. Mutter dachte sich irgendetwas aus, und nach der Entwarnung erklärte sie mir, dass sie Inge nun doch lieber nicht besuchen wolle. Das Risiko, dass Rena mit uns in Verbindung gebracht würde, war ihr zu groß.

An ihrem angestregten Gesichtsausdruck konnte ich erkennen, dass sie sich große Sorgen machte. Was würde passieren, wenn es Zeit war, zur Moorweide zu gehen? Obwohl die Bombenangriffe schlimmer gewesen waren als je zuvor, war die Entschlossenheit der Nazis, die Juden loszuwerden, ungebrochen. Nachdem Mutter die Wohnungstür wieder geschlossen hatte, versuchte ich erfolglos, einige ermutigende Worte zu finden, aber mit der Aussicht auf die Deportation fühlte sich unsere Wohnung an wie eine Gefängniszelle im Todestrakt.